

Berlin und Potsdam

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 5

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634351>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

aufbürdete. Sie war ja schließlich bloß ein Mädchen und kein Engel. Und was halfen ihr alle schönen Worte, wenn er nicht Geld genug verdiente, um sie heiraten zu können? Pfui, sagte sie zu sich selber, was für ein häßlicher Gedanke! Aber der Gedanke ließ sich nicht wegscheuchen, sondern machte Miene, sich recht breit zu machen. Rösli erschraf. Hatte sie denn nicht erst vor einigen Augenblicken gemeint, sie hätte niemand lieber als den Maler, und nun kamen plötzlich die Gedanken an den Ingenieur, wie die Geister in einer Oper, die aus der Versenkung aufsteigen und weder mit Bitten, noch mit Beschwörungen wegzubringen sind. Da stand er wieder vor ihr, der tätige Mann, der sicher schon über ein solches Einkommen verfügte, daß er... instande war... ach nein, sie wollte nicht daran denken, sie liebte ihn ja nicht.

Aber eine Ahnung kam, blühschnell vor sie hintretend und wieder verschwindend, aber doch so scharf und deutlich umrissen, daß der Eindruck blieb. Als sei sie von sich selber befreit und sich als allwissender Zuschauer gegenübergestellt, so sah sie plötzlich ihr zukünftiges Schicksal! Und sie konnte nichts dagegen tun. Sie mußte alles kommen lassen, wie es kam. Armer Franz, halt mich, denn wenn du mich nicht hältst... man will mich rauben... nein, nicht nur das: es ist etwas in mir entfacht, das sich rauben lassen will. Du hast ein lahmes Vögelein fliegen gelehrt, und nun fliegt es dir davon. Warum hast du es fliegen gelehrt? Und das Vögelein möchte ja gar nicht davonfliegen. Aber die Weite lockt... Norwegen... warum gerade Norwegen? Ach, der Ingenieur Steiner! Daß sie diesen langweiligen Tunnelbohrmensch nicht los werden konnte. Wenn es doch schon Mittwoch wäre! Wenn ihr Franz gegenübertrat, dann würde dieser dumme Hans verschwinden, in Nichts zerfließen. Aber wenn er nicht ins Museum kam, wenn er ihr zürnte, wenn er sie strafen wollte? Dann möchte geschehen, was da wollte. Bald wußte sie ja nicht mehr, was sie hoffen und was sie fürchten sollte, und war fast geneigt, die Entscheidung irgend einem Blumenorakel anheim zu geben, nur um nicht selber die Qual und Verantwortung der Wahl zu haben.

Unterdessen stand das Museum, das für zwei Menschen auf einmal so große und bei seiner Erbauung gar nicht vorgesehene Bedeutung gewonnen hatte, feierlich und klassisch steif nicht weit vom Münster hoch über dem Rhein, wie es seine Art war, und hütete sorgfältig seinen gehäuften Reichtum an Knochen, Gerippen, Versteinerungen, Spirituspräparaten, kampferduftenden Vogelbälgen, ausgestopften Säugetieren, Negerwaffen, exotischen Kostbarkeiten, Schmetterlingen, Käfern und kleinen und großen Bildern, die unaufhörlich um den Platz zu kämpfen hatten, wie arme Sünder um die Seligkeit. Das Museum liegt in jener von den Verliebten sehr gesegneten Gegend, die umbraust vom Verkehr, doch einsam vor sich hinträumt, und mit ihren Stapelbergkluchten und abgelegenen Plätzen — ähnlich wie der Kreuzgang hinter dem Münster, wo die Edeln



Lindenallee im Schmucke des Raufrostes.

und Ritter unter ihren Grabplatten auch gar manches heiße und zärtliche Wort hören müssen — all denen, die Onkel und Tante zu fürchten haben, zu einem gesicherten Alleinsein verhilft. Es mag schon mancher die Barmherzigkeit und Menschenfreundlichkeit der mittelalterlichen Städtebauer gesegnet haben, die das Winkelige pflegten und die bogig gewundene Enge einer modernen Unendlichkeitsperspektive vorzogen. Wie unbarmherzig und rücksichtslos menschenfeindlich waren nicht die breiten, geraden Straßen der neuen Quartiere, wo man schon auf Meilenweite sichtbar ist und immer das Gefühl hat, auf der grell beleuchteten Schaubühne eines vollbesetzten Theaters zu stehen. Möge das Verwinkelte und Verschachtelte der alten Stadt noch lange bestehen, nicht bloß im Interesse des Heimatstuhkes — sagt wohl ein Jüngling, der seinem Mädchen kein einsames Schlößchen zu bieten hat. Denn die Gelegenheit macht nicht nur Diebe, sondern auch Ehepaare, und daß das Standesamt nicht weit vom Münster wohnt, hat seine innere Berechtigung. Wer weiß, ob nicht das Verbreitern und Verbessern so vieler alter Straßen mit der allgemein beklagten Tatsache, daß das Heiratsalter immer höher hinaufrückt, in ursächlichem Zusammenhange steht. (Fortsetzung folgt.)

Berlin und Potsdam.

Eine Reiseerinnerung.

Mit widerstrebenden Gefühlen verstehen wir — Freund Ueli und ich — das gastliche Dresden; Berlin konnte uns



Der Anhalter, Bahnhof.

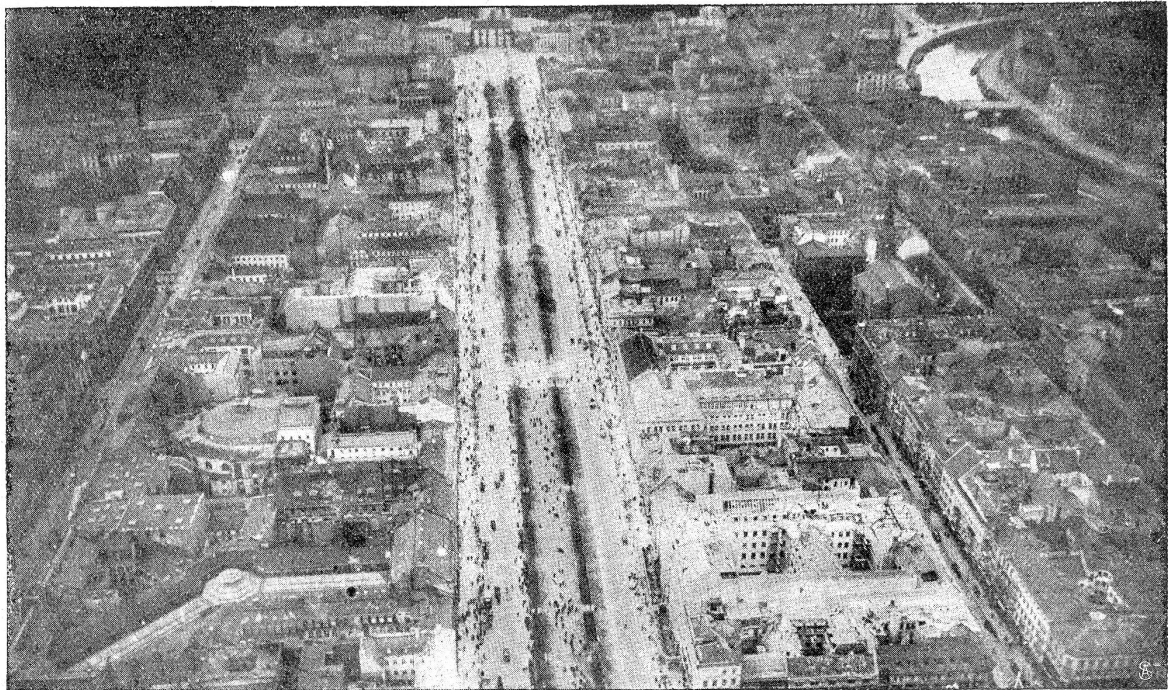
wenig reizten nach allem, was man damals über Streifs, Raubüberfälle, Eisenbahnzusammenstöße in Spree-Babel in den Zeitungen las; zudem waren es die heißesten Sommertage, die wir in dieser Stadt zubringen sollten. Doch umkehren, den Reiseplan abändern, die deutsche Hauptstadt nicht sehen? — Nein, wir setzten uns kurzentschlossen in den Frühzug und fuhren, Meissen, die Porzellanstadt, links lie-

und niedern Hotelporten, erhielten wir denselben entmutigenden Bescheid: Besetzt! Das war ein wenig verheißungsvoller Anfang unseres Berliner Aufenthaltes. Wir kriegten dann doch noch ein Hotelzimmer und zwar im bekannten Kaiser-Hotel an der Friedrichstraße. Daß wir uns unter den Menschen, die da aus- und eingingen, besonders heimisch gefühlt, kann ich nicht behaupten. Das ehemals glänzende

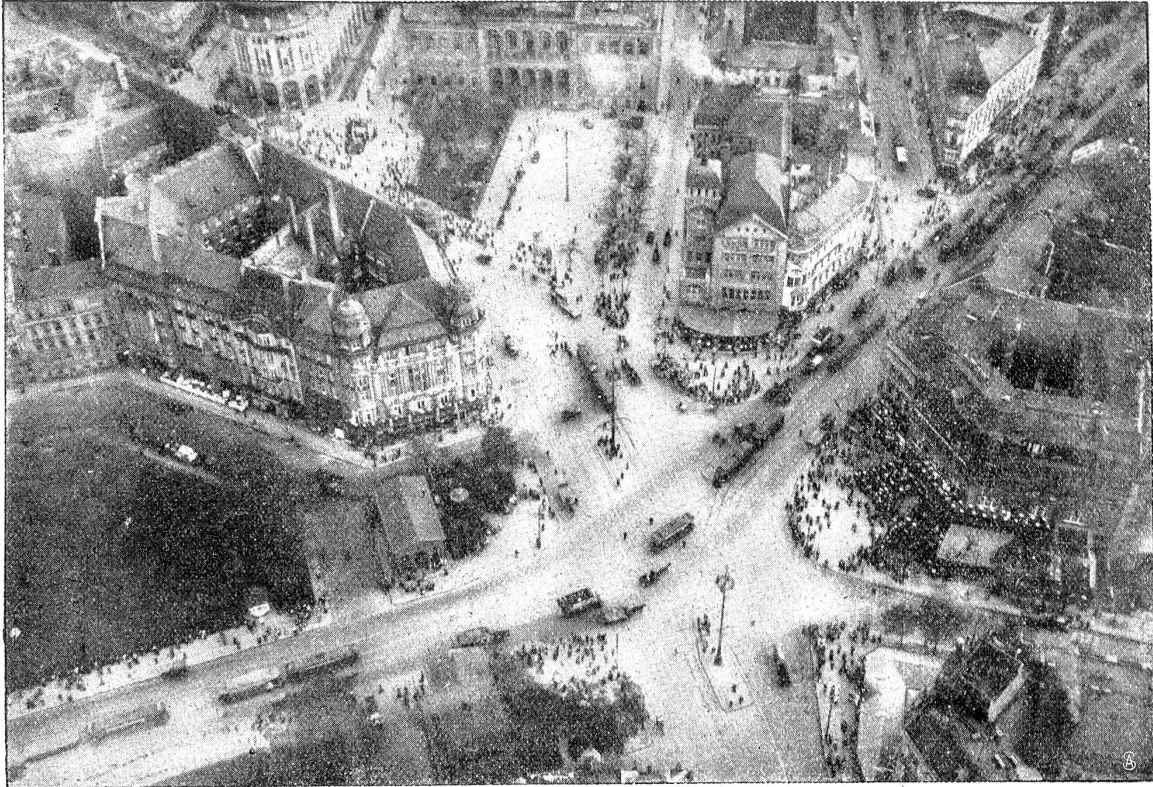
gen lassend, über Elsterwerda und Zossen Berlin zu. — Warum man über die Brandenburger Mark als die „Streuandbüchse des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ spottete, wurde uns deutlich, als der Zug die lichten Föhren- und Fichtenwälder jener Gegend durcheilte, wo die mageren schlanken Stämmchen wie Telegraphenstangen im Sande zu steifen schienen. Wehlich dürrig sieht der Grunewald aus, wie wir später konstatieren konnten; das Grün verschwindet dort im Grau des Sandes; einen richtigen Tannenwald mit Unterholz und Dickicht kennt der Berliner kaum.

Wohl eine Stunde fährt der Zug an Fabrikorten vorbei und durch Vorstädte, bevor er im Anhalter-Bahnhof anlangt.

Berlin! In Leipzig und Dresden hatten wir uns an den Brodem der Großstadt gewöhnen können. Diese Städte waren uns in wenig Tagen vertraut geworden. Hier aber verließ uns auf einmal das Gefühl der Sicherheit; wie verlassen standen wir auf der mit Hunderten von Beihilfen und Tausenden von Menschen gefüllten Straße. Die Sorge, wo wir uns einlogieren würden für die Nacht, wollte uns das Herz beschweren, denn überall, wo wir anklopfen an hohen



Unter den Linden.



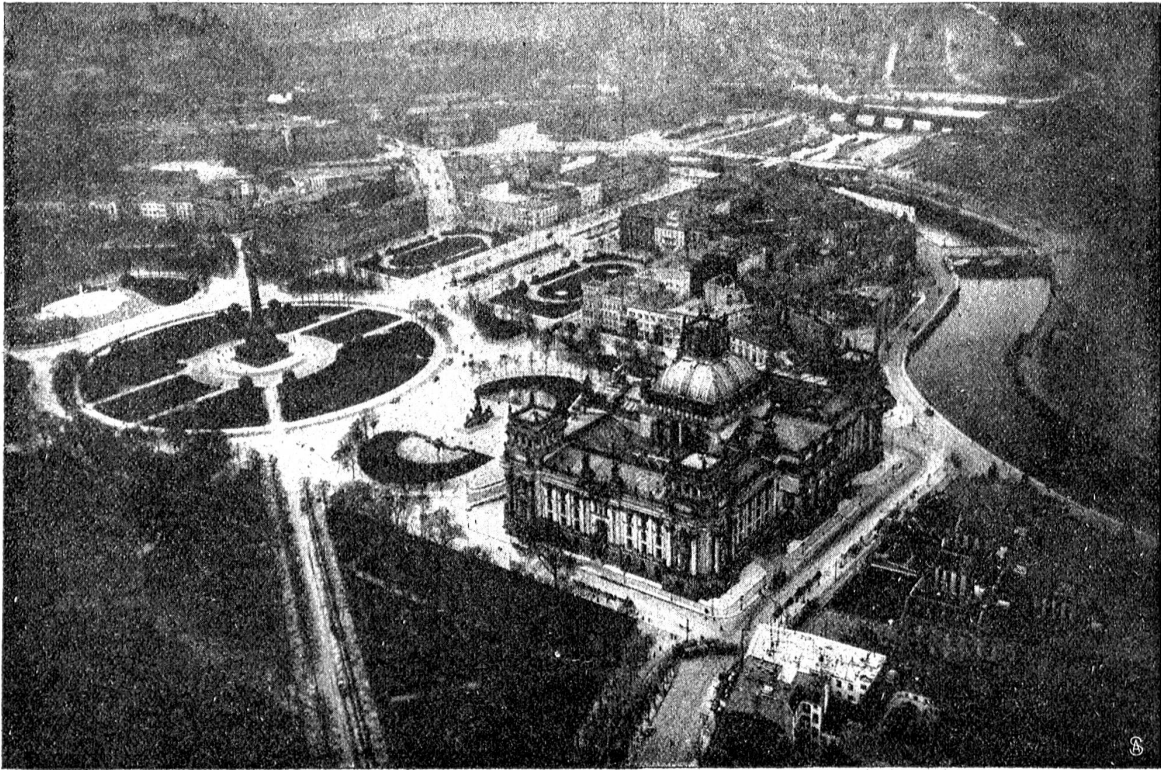
Der Potsdamer und Leipziger Platz.

Haus ist während des Krieges schwer heruntergekommen. Kriegsschieber und anderes düstertes Volk machten sich darin breit; welchem Berliner Hotel ging es übrigens besser? Der Berliner Kellnerstreik, dem wir knapp entrannen, hat dem Kaiser Hotel übel mitgespielt; wie ich durch Bekannte seither vernommen, hat es aus Mangel an Bedienung die Pforten schließen müssen. — Um es gleich vorweg zu nehmen: Unsere Hotel- und sonstigen Reiseerfahrungen in Deutschland waren angenehmer, als wir sie erwartet hatten. Wir glaubten, ähnlich wie in Oesterreich, Schritt und Tritt auf Kriegsspuren zu stoßen; wir waren gefaßt auf magere Menus, schmutzige Hotelzimmer, lässige Bedienung und gefalzene Rechnungen; wir erwarteten überfüllte Züge, Schiffen mit dem Gepäd, Pladereien mit Trägern etc. Wir erlebten nichts Derartiges. Das Reisen in Deutschland erschien uns angenehmer und leichter als irgendwo; die Fahrtaxen waren — die Situation hat sich seit einem halben Jahre stark verändert — spottbillig in Schweizergeld umgerechnet; sie betrugen kaum einen Viertel der schweizerischen Taxen; für die gleiche Dienstleistung zahlten wir in Basel in Franken was in Frankfurt in Mark die Taxe war. Das Verkehrs- und Hotelpersonal ist gewiß durch die Revolution selbstbewußter und anspruchsvoller geworden und läßt sich nicht mehr jede Behandlung gefallen; doch hatten wir uns in keinem einzigen Falle über mangelhafte Dienstfertigkeit und Zuverlässigkeit zu beklagen. Das deutsche Gasthaus hat seinen guten Ruf über den Krieg hinüber gerettet; es hat eben nie ganz schlechte Zeiten gehabt, und die Nachkriegszeit mit den steigenden Preisen und der regen Produktion macht sich auch im Hotelgewerbe wie in andern Wirtschaftszweigen als Konjunkturzeit geltend. Aus der Vorkriegszeit hinübergerettet sind auch all die schönen Einrichtungen, die den Verkehr in Deutschland so angenehm und reibungslos abwickeln lassen. An die Riesenbahnhöfe in Frankfurt, Leipzig, Dresden und Berlin mit ihrer übersichtlichen Anlage und ihrem reibungslosen Betriebe erinnert man sich gerne. —

Doch zurück nach Berlin! Unsere Zeit war nur knapp

bemessen; wir mußten uns mit einigen summarischen Eindrücken begnügen.

Ein Studium für sich ist das Berliner Straßenleben. Unser damaliges Absteigequartier steht mitten in der verkehrsreichsten Zone der Weltstadt. Zwar ist die Friedrichstraße durch die Ungunst der Zeit arg heruntergekommen. Ehedem die glänzendste Verkehrs- und Geschäftsstraße Berlins — sie durchquert in 4 Kilometer Länge vom Belle-Alliance-Platz bis zum Oranienburger-Tor den Stadtkern — war sie in jenen heißen Sommertagen ein Pfuhl von Hitze, Staub und Schmutz; der Makadam ist nämlich vielerorts aufgerissen und durch Bauschutt gesperrt; man hat vor Jahren mit dem Bau einer Untergrundbahn begonnen, hat aber das Werk aus Mangel an Geldmitteln stecken lassen müssen; wie lange dieser Zustand bleiben wird, weiß heute noch niemand zu sagen. Das Publikum, das hier zirkulierte, scheint die gleiche Entwicklung nach unten durchgemacht zu haben. Die Straßenverkäufer, ambulante Buchhändler, zungenfertige Charlatane in Kriegsuniformen, die beim Herannahen der bewaffneten Schutze von der verständnisvollen Zuschauermenge „verschluckt“ werden, sind charakteristisch für das heutige Bild der Friedrichstraße. Das Dürrenum bringt sich hier auf eine unglaublich dreiste Weise zur Geltung. „Unter den Linden“ steht in dieser Beziehung kaum besser da. Wenn von dem Deutschland der Nachkriegszeit allgemein gesagt werden darf, daß der fremde Reisende selten auf Beispiele der zerrüttenden Wirkungen des Krieges stößt — sie liegen tiefer und der flüchtigen Beobachtung nicht erreichbar — so treten sie hier mit erschreckender Deutlichkeit zutage. Aus den hohlen seelenlosen Augen und den geschminkten Gesichtern dieser Unglücklichen, die zu Tausenden die Berliner Straße bevölkern, schreit die Not der Zeit, die materielle wie die psychische. Die Großstadt als Kulturerrscheinung trägt die gleichen Züge der seelischen Zerrüttung an hundert Orten zur Schau. Die Menschenmassen, die sich auf der Straße, im Zoo, im Lunapark, auf dem Sportplatz, der Straßenbahn, der Untergrund- und Hochbahn, im



Das Reichstagsgebäude und Siegesdiale.

Theater, Kino, Kaffee, Restaurant, Kaufhaus drängen, sie reiben und schleifen sich geistig und moralisch ab wie im Bachbett die Rieselsteine. Es kommt als Resultat ein flacher, glatter, einförmiger Typ heraus, der sich schon in der äußern Erscheinung als der Großstadtmensch kenntlich macht, und als Großstadtmensch, wie er ebenfogut in Berlin wie in New-York, in Paris und Kairo wie in Madrid und Konstantinopel herumläuft; wie der Kapitalismus, der ihn geschaffen, ist dieser Menschentypus innerlich wie äußerlich international. Wie die Kleider des Großstädtlers aller Zonen von einer Weltmode diktiert sind, so ist sein gesellschaftliches Tun, sein geistiges Leben von einem Einheitschema beherrscht. Die Vergnügungs- und Erholungsmethoden des Großstädtlers sind überall die nämlichen. Das Kaffeehaus, das Kino — in Berlin Flimmerdiele genannt — der Vergnügungspark, der Sportplatz sind die Stätten, wo der Großstadtmensch sich auslebt; hier findet er sich mit Tausenden, Hunderttausenden Seinesgleichen.

(Schluß folgt.)

Viola Tricolor.

Skizze von M. Uen.

Leise beugt sich die junge Frau über das schlafende Kind. Es atmet ruhig und gleichmäßig, die Wangen sind ein wenig gerötet und die Stirne ist ganz kühl. Ein Seufzer der Befreiung kommt von den Lippen der Frau.

„Gott sei Dank!“

Da öffnet das Mädchen die Augen.

„Zärtlich fährt ihr die Frau über das Köpfchen.

„Wie geht's, Liebling?“

„O, gut, Mama, ich bin nur müde.“

„Schlase, mein Kind, bis morgen bist du wieder frisch und munter!“

In die Augen des Kindes kommt ein ängstliches Fragen.

„Geht du jetzt fort, Mama?“

„Ja, Kindchen, aber ich komme bald wieder! Inzwischen bleibt die Dorn bei dir.“

Das braune Gesichtchen der Kleinen verzieht sich zum Weinen.

„Ich will die Dorn aber nicht, ich will dich da haben, Mama.“

„Du mußt schön folgsam sein, Elschen, und darfst nicht immer nur an dich denken! Schau, ich bin jetzt vierzehn Tage lang nicht aus dem Hause gekommen; seit du krank bist, bin ich immer an deinem Bettchen gesessen. Nun bist du aber nicht mehr krank, und darum will ich heute ins Theater gehen.“

„Ich bin aber wohl noch krank,“ entgegnete die kleine Tyrannin, „mir tut der Kopf so weh und im Hals brennt mich so und husten werde ich auch gleich wieder...“

Mit einem Seufzer wendete sich die Frau zur Seite. Da geht die Tür auf und ihr Gatte kommt herein, leise, vorsichtig kommt er näher.

„Berta, gehen wir?“

Die junge Frau zuckt die Achseln.

„Elschen will mich nicht weglassen.“

Er tritt an das Bett des Kindes.

Ein in Tränen schimmerndes Augenpaar schaut ihm entgegen. „Mama darf nicht fortgehen, ich bin so krank, mir tut der Kopf so weh und der Hals.“

Fragend schaut der Mann zu der schlanken, mädchenhaften Frau, die am Fußende des Bettes lehnt.

„Wenn die Kleine noch leidend ist, würdest du ja doch kein Vergnügen haben.“

Sie nickt.

„Ja, gehe nur allein, Max, ich bleibe hier.“

Er küßt sie flüchtig auf die Stirn, streichelt dem Kinde zärtlich die Wangen und geht dann.

Im Zimmer ist's wieder still. Die ruhigen Atemzüge der Kleinen zeigen, daß sie schläft.

Die junge Frau sitzt immer noch am Fußende des Bettes, die Hände im Schoß gefaltet, einen müden, wehen Zug um den Mund. Ihre Gedanken gehen in die Vergangenheit.